Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 23 (1915)

Heft: 13

Artikel: Belgrader Briefe

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-547232

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zürcher Kantonal-Ausmarsch mit Zusammenkunft in Volketswil ab. Dieser Kantonal-Ausmarsch, eine Anregung und Veranstaltung von Arth. Hoppeler, Sekretär der Sektion Zürich, fand lebhaften Anklang bei allen obgenannten Militärsanitätsvereinen des Kantons Zürich. Es wurde deshalb beschlossen, solche Ausmärsche zu wiederholen, da sie als geeignet erachtet wurden, einerseits, um die Kameradschaft zu fördern, und anderseits, um die Militärsanitätsvereine mit ihrem humanen Zweck und Bestreben in der Bevölkerung etwas bekannter und populärer zu machen. Die Marschleistung der einzelnen Vereine betrug 25 bis 30 Kilometer. Die Beteiligung war bei den zwei ersterwähnten Sektionen eine gute, während sie bei den Sektionen Zürich und Zürichsee besser hätte ausfallen dürfen, auch wenn viele Mitglieder dieser beiden Vereine sich gegenwärtig im Militärdienste befinden.

Belgrader Briefe.

Mit Beginn des Krieges ist Frl. Sturzenegger nach dem serbischen Kriegsschauplatz gereist, um dort Eindrücke zu sammeln, von denen wir in der Folge einige Bruchstücke wiedergeben:

I.

Meine erste Nacht in der Kriegszone.

Wieder wird es Nacht — aber keine Glutfunken der pustenden Lokomotive erhellen das undurchdringliche Dunkel. Kein Stern am Himmelsgezelt. Kein Licht in den Straßen der Stadt und auch kein Lichterschein in den Wohnungen der Menschen. Still ist es — totenstill — still und dunkel wie im Grabe — Belgrad, das schöne Belgrad eine Totenstadt.

Taghell wird es plötzlich. Die Scheinwerfer von drüben suchen ihre Opfer.

Taghell wird auch unser Spital beleuchtet, das schon sechs Bombengrüße empfangen hat — — — — Seltsam, daß trotz allem Scheinwerferglanze die hochflatternde Fahne des internationalen Roten Kreuzes nicht gesehen wird. Mir ist's unheimlich bei diesem grellen, blendenden Schein, der jeweilen glatt abbricht, aber immer wiederkommt.

Was sucht er hier?

Plötzlich neues Bombardement! Drei schwere, dumpfe Schüsse von fern herkommend, rollen über die Totenstadt hin, zwei weitere, dröhnende Geschosse, von links kommend, scheinen in unmittelbarer Nähe ihr Ziel gefunden zu haben. In Intervallen von je fünf Minuten wurde von gleichen Stellungen aus stets neu wieder abgefeuert — so ging es bis in den Morgen hinein — dann hörten die Donnerschläge auf.

Donnerschläge? Ja Donnerschlägen vergleichbar kam mir diese nächtliche Kanonade vor. Ich akzeptierte sie wie zu Hause in den Bergen ein schweres Gewitter! Trifft dich der Strahl? Trifft er dich nicht? Wer kann es wissen! Ich legte mich bald ruhig auf die andere Seite.

Muß es sein — muß es sein — hier bin ich.

In diesem Millionenkriege hat man längst verlernt, den Wert eines einzelnen Menschen noch zu würdigen. Was ist ein Menschenleben noch? Eine Null — eine große Null — weiter nichts!

Glücklich der Mensch, der sich selbst als Null einschätzt — ihm ist wohl, wo immer er steht; denn beides: Leben oder Sterben ist ihm eins.

Während einer Kanonade auf die Festung.

So früh wie möglich machte ich mich nach der ersten Donnernacht auf die Füße und — da ein lichtheller Morgen über der dem Untergange geweihten Stadt aufging, nahm ich meine Kamera mit, um noch recht viel in dieselbe aufzunehmen, was von Belgrads Herr-

lichkeit noch übriggeblieben ist — aber auch vieles von dem andern, was zerstört worden ist. Ein glücklicher Stern begleitete mich auf meinen einsamen Wanderungen.

Da das Photographieren schwer verboten war und ich diesbezüglich keiner Festungshaft ausgesetzt werden wollte, auch nicht riskieren mochte, arretiert zu werden wie auch schon, so übte ich Prophylaxis, d. h. ich beugte diesem vor und stellte mich erst beim Kommando. Fünf Minuten später hatte ich nicht nur eine offizielle Bescheinigung, die mir das Photographieren gestattete und mir als Passepartout diente, sondern auch eine militärische Begleitung, die mir Schutz und Wegweiser war, und meine ganze Tagesarbeit unendlich erleichterte. Jetzt gab es für mich keine Sperre mehr und so begab ich mich auch schnurstraks auf die Festung.

Wie seltsam war es da oben — wie menschenleer — und dennoch war es nicht menschenleer auf dieser Position, die schon von mindestens 10,000 Bomben und Granaten getroffen wurde. Getroffen? Ja! Loch an Loch auf allen Wegen und Stegen, im Parke, auf den großen Plätzen, Breschen in den Mauern, das militärische Museum ein Trümmerhaufen, das letztjährige Lazarett angebrannt, verschiedene Administrationsgebäulichkeiten mehr oder weniger beschädigt — alles in allem aber war lange nicht soviel zerstört als man nach der Bombenzahl hätte annehmen können; denn viele Gebäude sind noch vollständig intakt.

Aber nicht in diesen Häusern fand ich Menschen, sondern ganz anderswo — bombensicher wurde mir hier ein feiner Tee serviert, auch Schweizer-Schokolade, prima Qualität, empfing ich von stolz militärischer Seite; den Rundgang im obern Festungsring machte ich ebenfalls in dieser Begleitung. Ich trat bis an die äußerste Rampe vor, photographierte von dieser Stelle aus den tiefliegenden, weit ausgedehnten Kriegsschauplatz mit samt dem vorstehenden Geländer der Festung; aber, es mußte rasch geschehen; denn schon riefen mir meine Beschützer zu: „Um Gotteswillen, treten Sie zurück; so wie man Sie sieht, wird auf Sie geschossen!“

In der Tat gaben sie vom Semlinerberge aus sofort drei schwere Schüsse ab; aber sie trafen mich nicht.

Ruhig trat ich nach diesem Intermezzo den Rückweg an, photographierte noch einen Teil des Festungsparkes mit dem Turm, der sich ebenfalls noch seines Bestehens erfreut, erlabte mich noch einmal an einem fein gebrauten türkischen Kaffee in derselben „stillen Klause“ und nach dieser abermaligen Herzstärkung wanderte ich mit meinem Offizialen durch den untern Park, den Kalemegdan, der die Festung von der Stadt trennt; aber auch hier fand ich mehr Löcher in der Erde, als Schädigungen an den Monumenten und Bäumen; auch das letztjährige Siegesdenkmal steht noch unversehrt.

Während meinem zehntägigen Belgraderaufenthalte besuchte ich die Festung noch zwei weitere Male — einmal Sonntagmorgens, während einer plötzlichen Kanonade — diesmal sogar ganz allein. Die verschiedenen Torwachen kannten mich bereits und ließen mich überall ungehindert durch.

An diesem Morgen schlug eine Bombe in den Festungspark, eine andere in die Hauptstraße der Stadt, in der Nähe vom Rusky Tsar, dem Versammlungsort der Schweizer. Ebenfalls an diesem Morgen fand jenseits der Save auf dem breiten Felde außerhalb Semlin ein ziemlich heftiges Artilleriegefecht statt. Wir beobachteten beide Feuer in geschützter Stellung von der Festung aus; das Gefecht endigte mit dem Rückzuge des Gegners; er wurde aber nicht verfolgt.

In der Feuerlinie. — Bei der Totenwacht.

Nachdem abermals einige „Donnernächte“ ausgetobt hatten, die, nebenbei gesagt, keinen sonderlichen Eindruck mehr auf mich machten, führten mich meine Wege auf entgegengesetzte

Seiten. Ich wollte Reviere sehen, wo die feindlichen Geschosse am zerstörendsten gewirkt haben; fürchterlich sah es daorts aus. Glücklicherweise verhängte ein dichter Nebelschleier den langen Rücken des Semlinerberges, sonst hätte ich nicht an jenen Ort gelangen können; so aber verriet auch der schärfste „Zeiß" weder mich noch meine militärischen Begleiter und sandten uns somit die dort stationietren schweren Geschütze keine heißen Grüße zu.

Der Weg führte uns auch am vernichteten und total ausgebrannten Tabakmonopol vorbei. Trotzig ragen die schwarzen Brandmauern zum Himmel empor, das Innere aber aller Gebäudeabteilungen, mindestens einen Kilometer umfassend, ist ein wüstes Chaos von hängenden Drähten und zerbogenen und zerschmolzenen Maschinenteilen.

14 Tage lang hat hier das Feuer gewütet bis sein Zerstörungswerk vollendet war. An Tabakvorräten allein gingen über fünf Millionen zugrunde, an Maschinerien mindestens 10 Millionen — auch der Gebäudeschaden umfaßt Millionen.

Von hier aus bis zur historisch gewordenen Eisenbahnbrücke durchquerten wir ein sonnenbeschienenes weites, offenes Feld. Hunderte von „Bombenlöchern" zählten wir hier. Die Geschosse wurden seinerzeit wohl darum so reichlich hierher dirigiert, um das ganze große Industriezentrum zu vernichten, was auch gelang, und hauptsächlich wohl auch um ein Demolieren der großen Eisenbahnbrücke durch die Serben zu verhindern. Wie man weiß, gelang dieser Handstreich aber doch; immerhin ist das Zerstörungswerk kein so gewaltiges; nur der Brückenkopf ist gesprengt und die Brücke leicht gesenkt bis zum ersten Pfeiler; den übrigen fünf Pfeilern entlang ist hingegen die Brücke noch absolut intakt.

Plötzlich hob sich „drüben" der Nebelschleier, der uns jeder Beobachtung entzog. Hinter Sandwällen erreichten wir bald wieder ein anderes, dem „Zeiß" weniger ausgesetztes, aber dennoch außerordentlich gefährliches Revier. Ab und zu war es nötig, in tiefen Schützengräben Deckung zu suchen.

Sehr streng waren hier die Wachen. Mit meinen Papieren allein wäre ich da niemals durchgekommen, sogar den Herren vom Kommando, die mich begleiteten, wurde an einigen Stellen der Weg zu den vordersten Positionen mit mir nur ganz ungerne freigegeben; es brauchte jedesmal einen ganzen Wortschwall von Erklärungen, bis die rauhbärtige Mannschaft salutierend zur Seite trat.

Ich achtete diese treuen Vaterlandshelden, diese „Totenwacht" mit ihrer Devise: hier stehen wir; hier leben und sterben wir; keinen Zoll breit weichen wir vom Platze — so seit drei Monaten, seit drei vollen Monaten unter täglichem Feuer schwerer Geschütze, jeden Uebergangsversuch nach Belgrad scharf abschlagend — immer auf dem Posten, unausgesetzt, ohne Murren, stumm und still, im Sonnenbrand, bei Regen, Sturm und Schnee — wem wird dabei das Auge nicht feucht?

Mit diesen Helden war ich tagelang zusammen, an den verschiedensten Plätzen, immer zog es mich zu ihnen zurück; ich war bei ihnen in der Feuerlinie, ich folgte ihnen in ihre Höhlen, ich nahm mit ihnen das Mittagsmahl ein, erlabte mich jeweilen königlich an der herrlichen Suppe und dem „dicken Spatz", verteilte zuweilen auch Tabak unter sie, der seit dem Monopolbrande sehr rar geworden ist. Wie die ernsten Männer da wieder zu Kindern wurden, zu einfachen, anspruchslosen, glücklichen Kindern! Und dann mußte die „Gusla" her, dieses alte, ehrwürdige Nationalinstrument, die auch im Glücke nicht singt, sondern weint.

Ja, drei volle Tage war ich je von Morgens bis Abends bei diesen Urmenschen in ihren weitverzweigten, feuergefährlichsten Revieren, den letzten Tag sogar ohne militärische Begleitung; die Wachen kannten mich bereits genügend.

Nie werde ich diese Wanderungen vergessen und nie die Eindrücke, die ich dabei empfand

weder, wenn ich der friedlichen Momente beim Suppenessen am Kessel gedenke, noch der andern, wenn ich, selbst in Gefahr, vor den feindlichen Geschossen mich ducken oder decken mußte; denn totgeschossen mochte ich doch nicht gerne werden; so viel lieber möchte ich noch den „Frieden" erleben, der nach diesem häßlichen Ringen — will's Gott — ein vernünftiger und bleibender werden wird und werden muß!

Unterm speienden Aeroplan.

Auch dieses Vergnügen, schutzlos dem Bomben und Pfeile auswerfenden Aeroplan ausgesetzt zu sein, wartete mir.

Montag war's. Mitten auf der eleganten Milochvelika-Straße mich befindend, die zum Save-Kommando führte, ertönte plötzlich ein Donnerschlag unterm lichthellen Himmelsgezelte. Ich blickte auf, sah den Rauchkreis eines explodierenden Geschosses und photographierte ihn im Nu. Zwei weitere Detonationen folgten — die Menschen auf den Straßen verschwanden — ich allein blieb — wo sollte ich auch hin?

Plötzlich aus tausend Gewehren Salve nach Salve — in den Himmelsraum hinein, nach dem einen Ziele, nach dem Aeroplan. Derselbe aber stieg in so schwindelnde Höhe, daß kein irdischer Schuß ihn mehr erreichen konnte.

Salve nach Salve ertönte weiter, von vornen, von hinten, von unten, von oben — wie das knatterte, wie das zischte! Ich stand, wie Lots Weib, mitten in diesem Getümmel drin — verlasse, verlasse — „wia Ston uf de Straß"! Na, mögen sie drauflosschießen bis in die Unendlichkeit hinein — dich trifft es ja nicht! Ja, ja — an das andere aber dachte ich nicht, daß nach naturgemäßen physikalischen Gesetzen jede hinaufgeschleuderte Kugel auch wieder herunterfallen muß?

Hageldicht prasselte es plötzlich um mich herum! Auf den Dächern klapperte es wie von tausend Störchen. Ziegelsplitter regnete es von allen Seiten. Was sollte ich tun?

Ich stellte mich erst unter einen Baum — aber die laubleeren Aeste boten mir keinen Schutz; die bleischweren Projektile pfiffen hindurch — dann lehnte ich mich an die Mauer des nächsten Hauses und wartete dort, mit etwas eingezogenem Buckel, das Ende der Tragödie ab.

Und das Ende kam. Die letzte Kugel war gefallen; aber — auch noch anderes ist gefallen — Teufelspfeile, vornen spitzig wie ein Stichel und bleischwer, hinten ein dreiteiliges Flägelmesser mit scharfen Kanten — das Ganze zirka 15 Zentimeter lang mit in die Stahlmesser eingeprägter Aufschrift: Invention française — Fabrication allemande!

Ein solcher Pfeil, von Aeroplanshöhe ausgeworfen, muß furchtbar wirken, kann einen Schädel völlig durchschlagen und mit seinen drei Messern alle edlern Teile grausig durchschneiden — pfui Teufel, was doch so ein menschliches Hirn aushecken kann in unserm Jahrhundert, und das Scheußlichste wird von den Regierungen sanktioniert und akzeptiert!

Im Kommando erschracken sie, als sie mich gleich nachher bei ihnen eintreten sahen.

Daß mir nichts passiert war in meiner ungeschützten Stellung, konnten sie kaum fassen.

Nun — die Schweizer in Belgrad scheinen ja gefeit zu sein, und so kam auch ich mit heiler Haut davon.

Soldatenhumor. Ich bin im hintersten Bernerland einquartiert. Die Bäuerin stellt mir einen Zuber mit warmem Wasser ins Zimmer: „So, Lütenant, das isch für d'Scheiche, für e Gring bringe Dr de angers!"

Druck und Expedition: Genossenschafts-Buchdruckerei Bern (Neuengasse 34).